



Argo highlights



Die Geschichte der Verwandlung

(Die unbekannte Geschichte von Kafkas Kurzgeschichte)

von **Zuzana Říhová**

September 2024, 148 pages

**PREVIOUS NOVEL SHORTLISTED FOR THE TOP CZECH
LITERARY AWARD (2022)**

Eine Dokumentation über das Leben von Franz Kafka im Prag des Jahres 1912, die einige Monate vor der Entstehung der *Verwandlung* spielt, führt uns in die Familie Kafka ein. Die Mutter freut sich darüber, wie viel Gewicht er im Sanatorium zugelegt hat, während der Vater ihn zwingt, Inspektionen in der Asbestfabrik durchzuführen, an der er beteiligt ist. Franz fügt sich still den Erwartungen seiner Eltern, denkt aber nur an sein Schreiben, an das er jedoch auch nicht denken will, weil er das Gefühl hat, darin zu scheitern. Von der Pflicht, in die Fabrik zu gehen, wird Franz schließlich durch einen Brief von Max Brod an seinen Vater befreit. Ein

wenig Ablenkung bietet ihm der Besuch seiner Cousine Felice aus Berlin. Was hat all das mit der genialsten Erzählung des zwanzigsten Jahrhunderts zu tun? Eine ganze Menge. All diese und weitere belegte kleinere oder größere Details in der Gedankenspielerei der kafkaesken Welt spielen eine wichtige Rolle bei der Entstehung eines der drei bedeutendsten Texte Kafkas, neben den Romanen *Das Schloss* und *Der Prozess* eben die Erzählung *Die Verwandlung*. Die Autorin hat gründlich über eine bedeutende Periode in Kafkas Leben recherchiert und diese auf einfallsreiche Weise in eine außergewöhnliche literarische Form gebracht, die das magische Prag des Jahres 1912 heraufbeschwört, durch das Franz Kafka wandert und sein Verlangen zu schreiben, unstillbar macht.

I.

Das Sanatorium Jungborn lag mitten im Wald, niemand, der von außen kam, hatte Zutritt. Zwar waren die einzelnen Bereiche strikt nach Männern, Frauen und Familien getrennt, aber dennoch konnte er sich nicht dazu entschließen sich auszuziehen und nackt vor die Tür zu gehen. Sie können nicht schlafen, haben Magenschmerzen, ihr Beinbruch heilt nicht? Wir haben die Lösung! Besuchen sie unser erstklassiges Sanatorium und ihre Probleme sind wie weggeblasen, verkündete Rudolf Just in seinem Reklame-Prospekt, und meinte es zweifellos gut. Frische Luft, abwechslungsreiche Kost (ganz ohne Fleisch), zurück zur Natur, das Gemüse selbst anbauen, schlicht und einfach Arbeitstherapie, nur

andersrum: Beamte werden von den Schreibmaschinen abgezogen, kriegen einen Spaten oder eine Sense in die gepflegten Hände gedrückt und wandern dann auf ihren verwöhnten Fußsohlen leidend über die Kieswege. Einige fanden sich überraschend schnell in ihre neue Rolle ein und gingen nackt und selbstbewusst zwischen den Hütten umher. Von den ruckartigen, unhörbaren Bewegungen ihrer Glieder wurde Franz ein bisschen übel.

„Wohnen Sie hier?“, johlte eines Morgens ein äußerst behaarter Mann zu ihm herüber.

Franz spähte aus seiner Hütte, sie hieß Ruth und war die erste Frau, in der er sich gemütlich niedergelassen hatte. Er wollte dem Mann antworten, dass manche Dinge nur schwer zu bezweifeln seien. Mit dem Einatmen sog er ungewollt die säuerliche Traurigkeit ein, die nackte Menschen ausstrahlen.

Er nickte und senkte mit dem Kopf natürlich auch den Blick.

Noch am selben Tag formierten sich bei Sonnenuntergang die alten Männer zu einer ansehnlichen Schlange und sprangen einer nach dem anderen unter aufmunterndem Schenkelklopfen und mit wildem Geheul über ein paar Heuhaufen.

Am nächsten Abend schlüpfte er dann doch vor die Hütte hinaus und ging spazieren bis zur Grenze des Sanatoriums, einem lichten, gut bewirtschafteten Wald. Im Mondenschatten legte er ins Gras und lauschte dem Wald bei Nacht. An seinen sommerlich verschwitzten Körper klebten Fichtennadeln, er nahm es hin und breitete die Arme aus, Insekten zogen die Linien seiner Handfläche entlang und durch die Baumkronen schimmerte der Himmel. Trotz ihrer Starrheit gaben sich die dicken Stämme widerspenstig, genau wie die Gestalten in seinem Kopf. Voller

Vorfremde auf eine Bewegung, die nicht kommen würde. Ein Dialog, der ungeduldig Ausschau hält, eine Geschichte fordert. Um solche Bäume zu bewegen braucht es keine Axt, sondern Phantasie.

Auf dem Rückweg nahm er die Abkürzung quer über die Wiese, danach war der Boden seiner Hütte mit Stängeln übersät, die ihm bewusster machten, dass er barfuß ging.

Er vergrub sich in sein Bett, die Decke war sehr dünn, das Kissen hart, und trotz des Sommers war es hier ein bisschen kühl. Noch vor dem Einschlafen glaubte er Frauenstimmen zu hören, eine angenehme Überraschung in der Männerabteilung des Sanatoriums angenehm. Das war aber schon Traum, da patschten nackte Füße durchs Gras und das Geräusch erinnerte an einen davonstiebenden Wasserbüffel.

Erst eine Woche ist er wieder da, in Prag, und seine Mutter betrachtet die Pausbacken ihres Sohnes mit Befriedigung. Fragt ihn unschuldig, ob er vielleicht zugenommen hat. Er hebt den Blick und sieht sie an, vielleicht. Er hat dort fürchterlich gefressen. Ist an der Sonne aufgequollen wie eine verdorbene Konserve, hat das Blubbern des Fetts unter seiner Haut gespürt. Unverhohlen wandert ihr Blick beim Mittagessen über seinen aufgedunsenen Körper. Einige Stunden nach seiner Rückkehr hat sie ihm sogar die Schulter getätschelt, so viel Befriedigung zieht sie aus seinem dick gewordenen Leib. Er gönnte es ihr, er hat ihr ja sonst nichts zu bieten, davon ist er überzeugt. Während der ganzen Woche im Jungborn hat er seinen Körper mit Essen betäubt, um seine Unfähigkeit zu verbergen, das Ungenügen seiner selbst und seines Schreibens – bruchstückhaft ist es, es zerbröseln in der Hand, zwar läuft es linear voran, das schon, aber es schließt nicht zum Kreis, wie es gefordert ist, verbindet sich in keiner Weise zu einem Ganzen. So viele Nächte hat er sich schon damit herumgeschlagen, ist auf den Text losgezogen wie auf einen Feind,

und hat doch immer noch nur einzelne Büschel vor sich, Details, die einem mit ihrer Haltlosigkeit das Denken vergällen. Wohl in der dritten Nacht, als er zu schreiben versucht hatte, war aus seiner Hütte ein solches Klagegeheul zu hören, als bete darin eine fromme Frau zu Gott. Allerdings hilft das Klagen keinesfalls beim Schreiben, das hat er schon probiert, alles hat er schon probiert, wirklich absolut alles.

Sieben Tage ist er jetzt in Prag, sechs davon Arbeitstage, aber selbst an seinem freien Tag kann er das Papier immer noch mit der Mistgabel schaufeln, zumindest kommt es ihm so vor. Er ist derartig damit zugeschüttet, dass er sich den Weg ins Büro freischippen muss. Blind wie ein Regenwurm kriecht er durch einen engen Tunnel aus Papier zum Schreibtisch hin, setzt sich daran und beginnt, einem anonymen Gesicht, das unter einer Halde von Verträgen verborgen ist, etwas zu diktieren. Während der ersten Stunde fühlt er sich überfordert, aber gegen Mittag ist er so verzweifelt, dass er zu Hause beim späten Mittagbrot nichts essen kann, das mit dem Essen klappt mal wieder nicht bei ihm, in dieser Stadt geht einfach gar nichts, nicht einmal ein paar Bissen kriegt man runter – allein die Vorstellung von einem vollen Magen macht, dass sein Körper sich in Krämpfen windet. Er kann nur leichtes Essen zu sich nehmen, winzig kleine Häppchen, und das gilt selbst dann, wenn er dem Vater, der sich beim Mittagessen immer mächtig vollstopft, nicht voller Abscheu zusieht, sondern mit echtem Interesse, ungespielter Neugier. Als er den Teller wegschiebt, beobachtet ihn die Mutter immer noch, ihr Blick ist wachsam, allerdings jetzt schon wachsam tadelnd, Enttäuschung liegt darin. Der Zufstrom wiederholter Enttäuschung verfärbt ihre Wangen. An einen solchen Mutter-Blick kann man sich ganz gut gewöhnen, denkt Franz, an alles könnte ich mich gewöhnen, wenn ich nur schreiben könnte. Wenn ich schreiben kann, kann ich alles. Und dazu brauche ich

Entspannung, einen tiefen, kräftigenden Schlaf, der dem überlasteten Kopf Linderung verschafft, einfach irgendeinen Schlaf, wenigstens ein Weilchen schlafen.

Er ist in sein Zimmer gegangen, hat sorgfältig das Fenster geschlossen über dem Lärm der Straße. Verzweifelte Überarbeitung durchzuckt seinen Körper, die Augen brennen, die Knochen im Körper verdrehen sich schmerzhaft. Er spürt die Anspannung seiner Muskeln und Sehnen unter der Haut, selbst die winzigen Knöchelchen im Handgelenk knacken ohne Sinn und Zweck, wenn er die Hand dreht. Gern würde er ihnen eine Freude machen, irgendwie, die Finger mit einem wilden Lauf über die Tastatur der Schreibmaschine erfrischen. Oder heute nur die rechte Hand bewegen, mit Füllfederhalter und Papier. Furchtbar erschöpft ist er. Der Körper zieht den Geist hinab, in die Federn, wie ein verschämtes Mädchen. Franz presst sein Gesicht ins Kissen und wartet darauf, dass das staubige Gefieder es für ihn zu Ende bringt. Er bemüht sich in den Schlaf sinken, nicht ins Fieber, nicht in einen Traum, denn Träume sind schon ein bisschen Schreiben. Träumen tut er in seinen Träumen selten, meistens beobachtet er alles wachsam, treibt in entscheidenden Momenten die Handlung voran, verschlingt die Schlüsselszenen, und diese Art des Schluckens und Beobachtens laugt ihn mehr aus als wach zu sein. Die einzige Möglichkeit, wie er diesem Schreibzwang, der Tag und Nacht die Form eines Drogen-Entzugs annimmt, wie er diesem wachsenden Druck entkommen kann, ist – Schreiben. Sich hinsetzen und schreiben. So einfach ist das. Und diese Einfachheit quält ihn, Tag und Nacht. Ich muss einschlafen, sagt er sich wieder und wieder, ich muss augenblicklich einschlafen, denn schon in einer Stunde, spätestens in anderthalb Stunden muss ich in die Fabrik, und schon in zwei Stunden, spätestens in zweieinhalb Stunden erschlägt sie mich, die herzallerliebste

Fabrik, bringt sie mich um, im wahrsten Sinne des Wortes. Die Prager Asbestwerke Hermann & Co, und dieses Co, das ist der Anteilseigner Kafka, das ist Tat kompletter Unsinn, in der lächerlich, ernsthaft lächerlich, aber doch keinesfalls zum Lachen. Seine Lippen sind mit Asbestfasern verklebt, und wenn er in einem Schaufenster sein Spiegelbild erblickt, hat es den Ausdruck eines Mannes hinter Gittern. Vierzehn lärmende Maschinen, ein Dieselmotor, alt und stotternd, der ständig ausfällt. Erst heult er auf, dann quiekt er, dass es klingt wie ein gequältes Tier, und Franz erschrickt dann immer, sieht sich um, bis er begreift, dass es der Motor ist. Da stehe ich in der Fabrik und wimmere leise zum Geratter der Maschinen. Die Frage, warum er da ist, stellt er sich nicht. Nicht einmal die Stimme erhoben hat der Vater, er hat sein bestes Zwangsmittel angewandt: den vorwurfsvollen Blick. Vorwurf, verquirlt mit Schweigen: diese Mischung macht ein erstklassiges Schuldgefühl, Franz schluckt schwer.

Die Kleider der Mädchen sind von den Maschinen und vom Schmieröl verklerbt, ihre Haare selbst unterm Kopftuch fettig und unfrisiert, sie sehen aus, als wären sie gerade aufgewacht, der Dauerton der Transmissionsriemen hat sich in ihre Gesichter eingepägt. Das können ja wohl keine Menschen sein. Forschend mustert Franz die dunkle, drückende Decke des Raumes, die Ölspuren an den Wänden, hier leben keine Menschen, sein Gesicht ist mit Motorenruß gepfeffert wie ein Fleischstück, hier können keine Menschen leben.

Wenn er nach seiner Arbeit im Büro in die Fabrik kommt (der Vater zwingt ihn jeden Nachmittag für ein paar Stunden in der Fabrik vorbeizuschauen), grüßt ihn niemand, niemand entschuldigt sich, wenn er ihn anrempelt. Eine weitere Maschine, das ist er, ähnlich störanfällig, die unangenehme Kreischtöne absondert. Er steht neben dem Meister, der

eingreift, wenn die Motoren versagen, und schaut ihm manchmal über die Schulter, als hätte das etwas zu bedeuten. Ihm ist nach Schreien zumute, also schweigt er. Er schiebt die Hände in die Hosentaschen, zieht sie wieder heraus, lässt die Arme locker am Körper herunterhängen, verschränkt sie vor der Brust. In seinen Ohren rauscht es, der Schweiß läuft ihm den Rücken hinunter, es ist unerträglich heiß in der Fabrik, aber den Sakko auszuziehen verbietet er sich. Er will sich nicht ausziehen, kann nichts von sich ablegen, ganz im Gegenteil, weitere Schutzschichten würde er begrüßen. Weitere und weitere Kleidungsstücke, zum Schutz vor dem Asbest, den Mädchen, die ihn hier umgeben, und der ganzen (Fabrik-) Welt, die jeden Nachmittag nach der Arbeit über ihn herfällt. Starr steht er mittendrin, die Arme steif wie eine Puppe.

Die Mädchen an den ausladenden Maschinen haben ungewöhnlich schmale Schultern, allesamt zierliche Körper, eher unterernährt. Sie sind Frauen, aber sie verhalten sich nicht so. Ihr Bewegungen sind mechanisch, ruckartig, oder noch schlimmer, wird ihm klar: diese Frauen bewegen sich eigentlich gar nicht. Sie stehen unbeweglich da, wie Figurinen, Augen und Mund weit offen, und ersticken am Asbest. Wir werden hier sterben, alle, würde er gern rufen, wenn das nicht sowieso schon klar wäre. Endlich pfeift der Hausmeister, ein wortkarger Mensch, der einen ölverschmutzten Lumpen in der Hand hält und aus dessen Hosentasche immer irgendein scharfkantiges Metallinstrument ragt. Dieses Geräusch aus schmutzigen Fingern und gräulich verfärbter Zunge bedeutet Freiheit. Freiheit. Für die Frauen so wie auch für ihn, für ihn vor allem, auch wenn er erst als Letzter gehen kann. Franz bleibt also weiter unbeweglich stehen, zittert aber jetzt nicht mehr. Nur noch ein Weilchen, nur noch einen Augenblick, dann kann er den beengten Raum der Fabrik eintauschen gegen die Last der ganzen Welt.

Die Mädchen bürsten sich die Haare, lachen erleichtert, als hätten sie die ganze Schicht über die Maschinen auf dem Rücken getragen und jetzt endlich abgeworfen. Sie wiehern, schwatzen und rufen einander auf ungebildetem Tschechisch Dinge zu, und als eine von ihnen, die, die erst gerade das blaue Kopftuch abgenommen hat, zu ihm hintritt und ihm dienstfertig in den Mantel hilft, breitet sich in seinem Magen eine unangenehmes klammes Gefühl aus. Dann waschen sie sich, als ob er gar nicht mehr da wäre, schürzen ihre Röcke hoch bis zum Schritt, knöpfen ihre Blusen auf und ein nasser, säuerlich riechender Schwamm, den sie einander mit ihren schmutzigen Händen weiterreichen, fährt mit wiederholten Bewegungen in die Achselhöhlen. Eines der Mädchen, die mit dem dunkleren kupferfarbenen Teint, fängt an zu lachen, als hätte sie am Boden den Rest von etwas Lustigem gefunden. Franz sieht ihr zu und schüttelt den Kopf, weil das einfach nicht sein kann. Hier gibt es weit und breit nichts Lustiges.

Die Fabrik ist die absolute Vernichtung seiner Existenz. Tag für Tag wächst ihm das Gefühl an, er werde von jemandem mit einem der Lederriemen ausgepeitscht, an denen die Maschinen aufgehängt sind. Sein Rücken brennt und der Schmerz wird intensiver, wenn er in die Fabrik kommt. Jeden Nachmittag macht er sich in schwarzem Mantel und schwarzem Hut auf nach Žižkov, und das an sich ist mühselig genug. Trotzdem kann er es dem Vater nicht recht machen. Gerade vorgestern hat wieder einen Tadel gesetzt, warum er nur herumsteht, guckt, dasteht und schweigt, ob er denn die Fabrik nicht mag? Franz, magst du unsere Fabrik? Also? Franz?! Lang und kalt hatte der Vater ihn angeschaut. Franz hatte daraufhin eine Stunde lang auf dem Sofa liegend überlegt, aus dem Fenster zu springen, war am Ende aufgestanden und hatte es aufgemacht. Die Arbeit in der Fabrik brachte seinen ganzen

Tagesrhythmus durcheinander, er war daran gewöhnt nachmittags nach dem Büro zu schlafen, die Nacht war für das Schreiben reserviert, doch jetzt musste er jeden Nachmittag in die düstere Vorstadt hinaus reisen um in zwei düsteren Räumen Asbest einzuatmen. Nervös, gedämpft ausatmen, tief einatmen, er spürt klebrige Süße auf der Zunge. Im Grunde habe ich zwei Möglichkeiten, wird ihm klar, wirklich nur zwei. Jeden Nachmittag nach dem Büro zusammenpacken und in die Fabrik gehen, oder jetzt, den Čechův most im Blick, hier aus dem Fenster zu springen, den Mautner auf der Brücke mit seinem Sturz zu Tode zu erschrecken und alledem ein Ende zu setzen.

Mit einem Knall schließt er das Fenster und geht schlafen. Also – versucht zu schlafen. Schlaf, bittet er seinen angeschwollenen Kopf. Schlaf, befiehlt er sich, fast eine Stunde lang, dann gibt er auf. Er fährt sich mit der Zunge übers Zahnfleisch. Diese zuckrigen, unendlich langen Fäden, er kann sie spüren. Sein Atem wird schneller, die Asbestose, die böse Geliebte beißt ihn lasziv in die Lippe, und ihm vernarben die Lungen zum Beweis seiner Liebe. Der Vater, der Franz regelmäßig in der Fabrik sehen will, behauptet selbstverständlich: Asbest ist ungefährlich, Franz, sprich mir nach: Asbest ist ungefährlich. Schau dir die Arbeiterinnen an, die haben nur ein feuchtes Tuch über dem Mund. Asbest ist harmlos, Franz, man sieht ihn nicht, und was man nicht sehen kann im Leben, das ist sicher. Und Franz erstickt beinahe, lacht. Noch eine schlaflose Nacht. Migräne durchbohrt ihm die Schläfen, der Charakter, den der Kopfschmerz nun annimmt, gleicht dem rasenden Nähen der Mutter, wenn sie es eilig hat. Solange die Fabrik existiert, kann er nicht existieren. Er reibt die Handflächen gegeneinander, ekelt sich vor dem Schmutz unter den Fingernägeln, der lässt sich nicht wegbürsten, er wird ihn nicht los. Und beim Abendessen? Kein Bissen, schon das Essen auf dem Teller zu bewegen, führt in die

völlige Erschöpfung. Dann verbringt er die ganze Nacht in dem Zustand, in dem sich ein gesunder Mensch unmittelbar vor dem eigentlichen Einschlafen befindet. Als er erwacht, sind alle seine Träume um ihn versammelt wie schützende, aber furchteinflößende Statuen. Sie sind wirklich entsetzlich anzusehen, allerdings nicht so entsetzlich wie Franz. Die beunruhigende Erscheinung dieser Nacht war ein blindes Kind, allem Anschein nach die Tochter seiner Tante aus Leitmeritz, die übrigens gar keine Töchter hatte, sondern nur Söhne, von denen sich einer irgendwann einmal ein Bein gebrochen hat.

Ergeben streckt er die Beine aus dem Bett, geht zum Fenster und öffnet es. Die Laternen des nächtlichen Prag leuchten wie die Augen schlaftrunkener Huren, schwach und kalt. Bald schon werden die ersten Karren der Milchmänner über das Kopfsteinpflaster rumpeln, gezogen von großen stinkenden Hunden, aber noch ist es ruhig, fast still. Es ist kurz nach Mitternacht und er lehnt sich hinaus auf die Straße wie an einem faulen Sonntagnachmittag. Groß, mager, den Kopf in Fluchthaltung gesenkt. Ich muss schreiben. Heute werde ich es können, warum auch nicht? Ich springe in meine Novelle hinein, und wenn es mir das Gesicht zerschneidet. Die Fingerkuppen drücken wie eine eitrigte Ferse, Schreibspannung zuckt im ganzen Körper, Wörter, ganze Sätze, Satzgebilde angeordnet im Kopf, ausprobiert in den Tagebüchern, die keine Tagebücher sind, sondern Notizbücher. Einzelne Bilder wiederholen sich immer wieder, in mehreren Varianten, denn jedes Bild muss vollkommen sein. Man muss präzise schreiben, oder man darf gar nicht schreiben, das ist kein Strenge, wie Max behauptet, das ist die Grundvoraussetzung für Literatur. Am offenen Fenster tritt Franz von einem Fuß auf den anderen, stellt sich erneut den Sprung vor, einen einzigen entschiedenen Sprung aus dem Fenster oder in die Novelle,

eigentlich ist es das Gleiche. Heute wird er schreiben, also er würde schreiben, und sicherlich würde er sehr gut schreiben, wenn es nur nicht schon so spät wäre. Also wird er morgen schreiben, aber morgen dann bestimmt. Spätestens übermorgen. Einfach dann, wenn die Bedingungen besser sind, also dann, wenn es geht. Lautstark gähnt die Beklemmung, da ist er wieder, der dunkle Moment, der immer stärker wird, diese Gewissheit, die sich aus der Erfahrung speist, dass diese Nacht zu der langen Reihe von Nächten gehören wird, in denen er rein gar nichts zu Papier bringt. Die Verzweiflung, die das auslöst, hat das Potenzial ihn vollständig unter sich zu begraben, schmerzhaft zu zermalmen, zu vernichten. Das Schreiben ist die fruchtbarste Ausrichtung seines Wesens, die Freuden des Geschlechtlichen, des Essens und des Trinkens lassen sich wegschieben wie hart gewordenes Brot. Auch wenn er beim Schreiben nicht glücklich ist, nur dort ist er ganz, vollkommen, wenigstens so vollkommen, wie er es in seiner Armseligkeit eben sein kann. Da waren seine zeitweiligen Besuche im Trokadero, einem Bordell am Ovocný trh, nur erleichtertes Aufatmen. Nichts kam dem Geschmack und dem Duft des Schreibens auch nur annähernd nahe, diesen Krämpfen in den Fingern, dieser Sammlung in Stille und tiefer Konzentration. Hansi war nett, brachte im Wesentlichen Erleichterung, in raren, einzelnen Momenten beinahe Heilung, aber das Erleichterungsgefühl war viel zu kurzatmig, als dass man darauf sein Leben hätte aufbauen können. Wahrscheinlich war ihr Körper zu eng und zu dünn, er konnte darin nicht richtig aufatmen, hatte das intensive Gefühl, er könne sie durchstoßen wie ein Blatt Papier. Eines Tages wird dieses Mädchen unter mir zerreißen, mit einem raschelnden Geräusch, es gibt nicht viel, was im Leben sicher ist, aber das hier gehört dazu. Deshalb waren ihm die dicken, älteren, größeren und weicheren Damen lieber. Die altmodische Kleider trugen,

die aber dank diverser Stolen gewissermaßen dekorativ aussahen. Im Trokadero berührten die Mädchen die Männer ganz frei, und deshalb ging er gerne hin, dort konnte man sich in erotischen Dingen nicht lächerlich machen. Keine schrie auf oder stieß einen weg, wenn man ihr die Hand auf die Schulter legte. Sie lächelte, lasziv, kokett. Es war ein Business, und das warin vielerlei Hinsicht beruhigend. Man brauchte nur träge die Beine übereinanderzuschlagen, Champagner zu schlürfen, Hansi ein wenig auf dem Schoß zu schaukeln und ihr durch ihr dünnes Satinhemd hindurch sanft den Rücken zu kraulen. Die Innenseite ihres Schenkels hochzustreichen, fest zuzudrücken und ein erregendes Seufzen zurückzukriegen, und wenn es auch gespielt war. Umarmte er sie, zog sie ihn noch fester an sich, enger. Mit ihrem Mund empfing sie seine Zunge, öffnete bereitwillig nicht nur ihre Lippen wie ein Türhüter die Haustür. Sie küsste zart und provozierte ihn mit Bissen. Einmal hatte er ihr gesagt, dass er vor Frauen Angst hat, wenn sie sich ausziehen. Seitdem schiebt sie ihre Kleider nur noch hoch.

In dem Bordell herrschte ein Amazonen-Geist, die dunkle Angst vor dem Sexus klebte ihm auf der Haut, und doch gelang es ihm, ihr zu trotzen, obgleich er erst vor gar nicht allzu langer Zeit im Schwimmbad seine Körper-Scham verloren hatte. Im Hauptsaal des Trokadero spielte eine Pianistin, sie war in Vollzeit angestellt, ihre schlanken Finger glitten über die Tasten, die schwarzen mied sie, nur kein Moll, denn Bordelle sind Epizentren des Trübsinns. Die Betten in den kleinen Zimmern unterm Dach quellen vor bangem Seufzem über, denn bezahlte Küsse schmecken gut, doch tropft aus ihnen eine brennende Melancholie die Wirbelsäule hinab. Mit jedem Stoß bestätigen die Männer im Bordell sich, dass sie niemand will, selbst eine zum Verrücktwerden erregende Berührung bestätigt ihnen, dass sie keiner liebt: Das hier ist keine Liebe,

ta-di-da, die Pianistin hämmert einen schnellen, lustigen Rhythmus in die Tasten, ta-di-da-di, das hier ist keine Liebe. Anderswo ist die Erotik billiger, aber im Trokadero wissen die Weiber wie man lacht. Nur einmal ist Franz im Šuha gewesen, einem Bordell voller Mädchen in schlechtsitzenden Kleidern. Die Puffmutter, eine reife Frau mit einem flächigen Gesicht, ließ ihren Blick vom einen Herrn zum anderen wandern, wann denn nur endlich einer aufhört, billigen Wein zu schlürfen und sich ein Mädchen kauft. Zwar saßen die Männer dort herum wie im Kaffeehaus, aber in einem Kaffeehaus ist man niemandem zu irgendwas verpflichtet, man kann jederzeit aufstehen und gehen. Auch er hätte aufstehen können und gehen. Franz, du kannst gehen, du kannst aufstehen und gehen, aber warum in Gottesnamen solltest du das tun? Mit einem jungen, unansehnlichen Ding, so schmale Lippen! versank er hinter einem Paravent. Eine strenge Linie zerschnitt ihr Gesicht von in zwei ungleich große Hälften. Ich springe hinein in sie, und wenn es mir das Gesicht zerschneiden sollte, sagte er sich noch einmal, dachte an seine Novelle und bekam es wieder mit der Angst. Aber dann beging das Mädchen diese kleine Scheußlichkeit, sie sagte eine winzige Unanständigkeit. Und das war gleichermaßen abstoßend wie erregend.

Der nächste Abend weist Ähnlichkeit mit dem gestrigen auf, er will schreiben, aber es geht nicht. Die akustischen Verhältnisse in der Wohnung sind völlig ungeeignet, Geschrei von rechts und links. Alle Menschen in seiner Umgebung haben eines hohes, unkontrollierbares Bedürfnis Geräusche abzusondern. Beim Abendessen läuft seine Familie dahin wie eine Fabrik: Sie faucht und dröhnt. Der Vater ist grob und der Klang seiner Stimme erfüllt den ganzen Raum, dagegen ist wohl kaum etwas zu machen. Die Mutter allerdings denkt von sich sie sei eine ruhige

Frau. Ruhig? Mit unangenehm lauter Fistelstimme brabbelt sie den Enkeln etwas vor, ihren Tee trinkt sie immer zu heiß, schlürft ihn dann, und sie schlürft laut und lange. Wenn die Kinder im anderen Raum spielen und der Vater auf der Chaiselongue sein Nickerchen hält, könnte sie ruhig werden. Ja, das könnte sie wohl. Stattdessen aber wandert sie durch die Wohnung, der Parkettboden knarrt, sie rückt einzelne Gegenstände gerade, nimmt sie auf und stellt sie dann krachend zurück an ihren Platz. Endlich hat sie sich zum Nähen hingesezt, Franz atmet auf. Die Stille des Fadens, die Konzentration der Nadel, sie könnte, jetzt könnte sie ganz und gar ruhig sein, aber sie pfeift im Rhythmus vor sich hin. Der Lärm dieser Wohnung, jedes Räuspern, Lachen oder Töpfeklappern ist ein Ausbeinmesser, das ihm scharf in die Schläfen sticht. Gegen die Migräne hilft auch das Ohropax nicht mehr.

Als er sich endlich zum Schreiben niederlassen will, als es endlich scheint, als ob die Arbeit am Roman gut in Schwung gekommen sei, geht es nebenan im Zimmer los: Die Schwester weint, der Schwager braucht Geld für die Fabrik, der Vater wütet über die Schwester, das Geschäft und sein Herze, die andere Schwester ist unglücklich, und all das macht dann die Mutter unglücklich. Der kleine Felix, der für eine zeitlang bei ihnen wohnt, bis Elli sich von der Geburt erholt hat, brüllt den ganzen Tag über unerträglich laut herum und niemand reagiert darauf. Niemand kommentiert dieses vernichtende seltsam tierhaft anmutende Geräusch. Möglicherweise bemerken sie das Kreischen nicht einmal, da sie sich entweder nicht für laute Menschen halten (die Mutter), oder weil laut sind, aber schon leicht taub (der Vater), und den dreien, denen es unmöglich ist ohne lautes Sprechen und Zanken zu existieren (den Schwestern), ist die Bedeutung des Wortes Lärm an sich wahrscheinlich gänzlich unbekannt, und zwar sowohl auf Tschechisch wie auf Deutsch. #Lotty##? Franz

würde so gern fragen. Du, Lotti, sag mal, was was bedeutet denn das Wort bordel, Lotti, was heißt Lärm beziehungsweise kraval? Lotti weiß es nicht. Und das Plenum? Franz schaut in die Runde. Niemand aus der Familie weiß es, aber keiner schweigt. Während seiner Migräneattacken hat Franz sie im Verdacht, dass es ihnen noch nicht laut genug ist. Sicher haben sie in der Verwandtschaft herumgefragt, ob ihnen jemand einen lärmenden Affen schicken könne, aber weil die Affen aus sind, haben sie zum Ersatz ein kreischendes Kind geschickt, anders kann sich Franz die Situation nicht erklären, in der er steckt. Dieses verschmierte schwarzhaarige Gör mit der grünen Rotzfahne rennt durch die Wohnung, haut auf alles drauf und blökt. Er mag seine Schwester Elli wirklich sehr, findet aber ihre Tendenz durch ihre Kindern den Gesamtlärm in der Wohnung noch zu steigern gelinde gesagt unerfreulich. Wie kann es nur sein, dass es den anderen nichts ausmacht? Als der Junge anfängt, I-A zu schreien, und das tut er wirklich, und zwar völlig aus dem Nichts, gerade dann, als einmal für ein Weilchen Ruhe eingekehrt ist, schreit er plötzlich laut I-A, zittert Franz am ganzen Körper und wirft den Erwachsenen am Tisch bedeutsame Blicke zu. Er blickt zum Vater hin, der doch sicher auf den Tisch hauen wird, Hermann wird doch wohl aufstehen, auf den Tisch hauen und Ruhe fordern, mit Gebrüll. Aber was sieht er, das Gesicht des Vaters hat sich verzogen, zu einem überraschend breiten Lächeln. Der Vater lächelt Felix an und laht zurück, Lotti muss lachen, die Mutter zischelt etwas Tückisches auf Tschechisch und zieht den Faden fest. Und als Felix sie umarmt und mit hoher Stimme auf Tschechisch sagt: můj bába, mein Oma, da zerfließt die Mutter vor Rührung auf dem Kanapé. Und der Vater ist mit seinen Gefühlen für den Enkel ähnlich dran. Schon acht Tage nach der Geburt, denn Elli war gleich nach der Hochzeit schwanger geworden, weil sie schwanger werden wollte, heiraten wollte,

sie war in der Lage ein Kind zu wollen und auch zu kriegen, also acht Tage nach Felix Geburt hatte im Familienkreis die Bescheidung stattgefunden. Felix hatte auf Herrmanns Schoß gesessen, der Rabbiner hatte etwas gemurmelt und mit sichtlich schmutzigen Fingern und einem ganz normalen Messer den Eingriff durchgeführt. Am Ende hatte er mit seinen langen gelblichen Nägeln den Rest der Vorhaut über die Wunde gestülpt wie den Finger eines Handschuhs. Franz hatte die ganze Zeit über nicht das Kind angeschaut, das nur leise weinte, winsel du nur, du Bastard. Wachsam hatte er den Vater beobachtet, der mit ungewöhnlich sanfter, fast weiblicher Stimme tröstende Töne von sich gab. Franz hatte plötzlich den Wunsch verspürt sich seinem Vater auf den Schoß zu setzen, und von ihm geschaukelt und getröstet und umarmt zu werden. Er hätte weinen müssen, bestimmt hätte er laut losgeheult und wäre liebevoll getröstet worden. Er sieht sich in der Familie um, schweigend bettelt er um Liebe, er hat die Lippen fest aufeinandergepresst und spricht damit von seiner täglichen Sucht danach zu jammern. Wortlos erklärt er ihnen, wie Unrecht sie haben, wenn sie ihm vorhalten, gerade bei ihm sie doch alles gut. Ein banges Schlucken, und das sind die letzten Sätze seiner heutigen Beichte: Es stimmt nicht, dass alles in Ordnung ist.

Franz einziger Verbündeter scheint der blaue Kanarienvogel zu sein, allerdings nur der blaue, denn der gelbe ist dement. Anzeichen für die Gesundheit eines Kanarienvogels sind: lebhaftes Verhalten, glattes Gefieder, klare Augen, sauberer Schnabel, sauberer Po. All diese Kriterien erfüllt der gelbe Kanarienvogel restlos, aber er ist verblödet. Tagelang hämmert er monoton mit seinem Schnabel auf das Sepiabein und ignoriert alles, was ihn umgibt. Dagegen ist der blaue Kanarienvogel der Einzige, der auf den Lärm in der Wohnung mit unverhohlenem Leiden reagiert. Wenn Felix an ihm vorbeirennst, flatter der Kanarienvogel im Käfig

hin- und her, piept und kreischt laut und unangenehm. Ihm verzeiht Franz den Lärm, da er die natürliche Reaktion des Tieres auf die fiepsigen Töne des Kindes ist, eine Reaktion, wie sie sich Franz als Mensch nicht erlauben kann. Franz bringt dem Kanarienvogel im Geiste ein solches ein Maß an Empathie entgegen, dass er selbst zu diesem irrsinnigen Piepen wird. So piepe ich, Franz wandert unruhig durchs Zimmer, so piepe ich, so piepe ich mir eins.

Aber auch unterschätzte Geschöpfe vermögen zu überraschen. Jedes Mal, wenn die Mutter in Sichtweite des Käfigs auftauchte, stieß der gelbe Kanarienvogel äußerst merkwürdige Töne aus. Er ließ von dem Sepiabein ab, das an anderen Tagen seine Aufmerksamkeit komplett verschlang, öffnete leicht den Schnabel und bellte dann mehrmals nacheinander scharf und heiser Tröpfchen, Tröpfchen aus sich heraus. Ging die Mutter weg und hatte der Kanarienvogel sein apathisches Gehämmer wieder aufgenommen, trat Franz zum Käfig hin und nahm mit resolutem Griff das Sepiabein heraus. Der Blaue erschrak, duckte sich am Boden zwischen Kot und Federn und wartete ab, was nun geschehen würde. Der Gelbe hob nicht einmal den Kopf, starrte kurz ins Leere und fuhr dann mit seiner Tick-Tack-Bewegung fort. Dass das Fischbein weg war, verdoppelte den Irrsinn seiner Handlung. Franz beugte sich zu ihm und flüsterte Tröpfchen, Tröpfchen in den Käfig voller Tiere.

ZUZANA ŘÍHOVÁ (b. 1981) studied Czech Language and Literature and Comparative Literature at the Charles University in Prague. She has been working at the Institute of Czech Literature (Czech Academy of Sciences) since 2007 and was **Head of Czech Studies at the University of Oxford from 2014–2017**. Říhová, who has a lifelong interest in Czech avantgarde literature, has published a collection of poetry, *I'll Let You in My House* (Pustím si tě do domu, 2016), and a novella, *Little Eve* (Evička, 2018), which was named as one of the Books of the Year in 2018 by a Czech literary web magazine. Her novel *Through Pins or Needles* (2021) was shortlisted for the Top Czech literary award and sold to 4 countries, US and France included.

Grants for publishing Czech literature abroad

Deadline 15th November and 15th May



Veronika Chaloupkova

Argo Publishers

Prague, Czech Republic

e-mail: veronika.chaloupkova@argo.cz

www.argo.cz/foreign-rights

cell phone: +420 608 069 396